Verschiedenes.

— Moltke und die Pommern bei Gravelotte am 18. August 1870. Der heiße Tag von Gravelotte neigte sich seinem Ende zu. Das VII. und VIII. Armeekorps, das gegen die festungsähnlichen, steil emporsteigenden Höhenpositionen der Franzosen unablässig anstürmte, hatte ungeheure Verluste erlitten und war mehrfach zurückgeschlagen. Die französischen Heerhaufen unternahmen gegen 7 Uhr einen gewaltigen Vorstoß, wodurch die preußischen Truppen in immer bedenklicherer Weise zurückzuweichen begannen. Mit schmerzlicher Ungeduld hatte Moltke die zur Vollständigkeit des Sieges so notwendigen Tagesstunden gezählt, und sein erregter Blick nach Südosten, woher das II. Armeekorps kommen mußte, wurde immer gespannter. Endlich im raschesten Tempo, aber nicht einen Augenblick zu früh, erschienen die Pommern, und Moltke ihnen sofort entgegen. Als er bei ihnen anlangte und die vordersten, das aller Welt bekannte Gesicht erkennend, seinen Namen weitergaben, zog er rasch den Degen, rief kurze Worte in die Reihen hinein und sprengte dann hoch zu Roß weit voraus den Höhen zu. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfüllte die wackeren Leute. Durch die tiefen Kolonnen hindurch zog sich ein tausendstimmiges Hurrah. „Der Chef des Generalstabs der Armee im Handgemenge?“ hieß es unter den Offizieren. Man eilte ihm nach, der Sturmschritt der Pommern wurde zum Wettlauf und so wurde der Tag entschieden. Als es den Adjutanten gelang, ihren Chef aus dem Feuer herauszubringen, war der Sturm unter persönlicher Führung des Generals von Fransecky im wesentlichen vollbracht und gemessenen Schrittes ritt General von Moltke der Stelle zu, wo er den König vermuten mußte: „Majestät, der Sieg ist unser; der Feind zieht sich zurück!“ Die pommersche Zähigkeit, die todesverachtend dem furchtbaren Feuer des Feindes Stand gehalten, war es, an dem seine letzten Anstrengungen gescheitert waren; unter den einschlagenden Granaten rückten die festgeschlossenen Kolonnen vor, um das Geschick des verhängnisvollen Tages durch die wuchtigen Schläge ihrer Gewehrkolben zu entscheiden.

— Am Abend der Schlacht bei Gravelotte wurde zum Appell geblasen. Kaum waren die Töne verhallt, so kamen herangebraust, wie Lützows wilde Jagt, 602 reiterlose Pferde, welche bis dahin umhergeirrt waren; sie sprengten auf das ihnen allbekannte militärische Signal daher und schlossen sich dem betreffenden Kavallerie-Regiment an. Ihre Reiter hatten zum Teil die ewige Ruhe gefunden oder harrten verwundet der helfenden Retter.

— Ueber das Bergsteigen als Heilmittel gegen Nervosität schreibt ein bekannter Arzt u. a.: Auf die vielseitige Heilwirkung des Bergsteigens hat neuerdings namentlich Professor Dr. Oertel in seinem berühmten und geistreichen Buche hingewiesen. Ich glaube, wir dürfen dieses Heilmittel, welches er einstweilen bei Herz- und Brustleiden empfiehlt, dreist auch in den Heilplan unserer Nervösen mit aufnehmen. Ja, ich bin der Ansicht, daß wir damit einen der wichtigsten Heilfaktoren in der Behandlung der Nervosität einführen. Das unter ärztlicher Leitung vorgenommene Bergsteigen ist von den mannigfachsten und wohlthätigsten Folgen für den nervös erkrankten begleitet: es zwingt zu ausgiebigen Aus- und Einatmungen und führt dem Blute in reichlicher Menge eine würzige, reine, ozonhaltige Luft zu. Es entlastet das Großhirn und die Sinnesnerven von jeder anstrengenden Thätigkeit, indem es den Körper beschäftigt. Durch die dem Auge mühelos sich darbietenden Natur-Schönheiten wird das oft verstimmte Gemüt beruhigt; in demselben Sinne wirken das Rauschen des Laubes und das Rieseln der Waldbäche. Und vor allen Dingen: das Bergsteigen macht hungrig und müde. Die Müdigkeit erzeugt einen gesunden Schlaf und gewährt dem Zentral-Nerven-System dasjenige, was ihm am meisten not thut, Ruhe.“ In unserer Gegend stehen die oben geschilderten Heilfaktoren jedem zu Gebote. Also hinaus in die schöne Natur, alle, die ihr mit der Krankheit des 19. Jahrhunderts der Nervosität, behaftet seid!

— [Reiche Erbschaft.] Ueber eine Erbschaft, welche gegenwärtig in Fürstenwalde großes Aufsehen erregen und daselbst das allgemeine Stadtgespräch bilden soll, berichtet man Folgendes: Ein verarmter Adeliger, der seit einer Reihe von Jahren als Hausknecht im Dienst stand, ist jetzt, nachdem er seit Jahresfrist von einem schlesischen Gericht vergeblich gesucht worden war, von demselben ermittelt und benachrichtigt worden, daß ihm aus der Nachlaßmasse eines entfernten Verwandten eine Erbschaft von 200 000 Thalern zugefallen sei. Der Adelige war ein tüchtiger und fleißiger Hausknecht, dem allseitig sein Glück gegönnt wird.

— [Kindermund thut Wahrheit kund.] Gelegentlich einer Schulrevision stellte der Kreis-Schul-Inspektor u. a. auch die Frage, wer das Lied vom braven Mann (von Bürger) aufsagen könne. Kurz entschlossen meldet sich ein Knabe und zitiert in ebenso lakonischer als begeisterter Weise das Wort: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“ Sowohl der Revisor als auch der Lehrer konnten ob der Antwort ihr herzliches Lachen nicht unterdrücken.

— In Mindelheim in Bayern hat man durch einen Zufall entdeckt, daß ein Mädchen, welches seit 10 Jahren als stumm galt und infolgedessen reichliche Unterstützung fand, das Stummsein simuliert hat. Mann muß die Energie der Frauensperson bewundern, die es verstand, 10 Jahre lang Aerzte, Beichtväter und Bevölkerung zu täuschen.

— Stanley hat dem Bürgermeister von Cardiff auf dessen Einladung zu einem von der Stadt zu veranstaltenden Festmahle geantwortet, daß er lieber einen Dauermarsch von 1000 Meilen unternehmen, als noch einem öffentlichen Bankett beiwohnen wolle. Vielleicht ist er schon selbst vor seinem Gerede bange geworden und flieht deshalb die Gelegenheit.

— [Alter der Tabakspfeife.] Aus Wien schreibt man, daß heuer die Tabakspfeife ihr 200jähriges Jubiläum feiert. Bis 1690 hatte man aus Thonpfeifen geraucht. In diesem Jahre erfand der Wiener Arzt Dr. Johann Franz Jakob Villarme die jetzige Tabakspfeife.

— Ein Riesenhaus befindet sich in der Wiener Vorstadt Wieden. Es zählt 1500 Zimmer, 13 Höfe und 13 Treppen; es beherbergt 2112 Personen aller Klassen. Das Haus hat einen Briefträger für sich allein. Wie viel Romane mögen sich alljährlich in diesem einzigen Hause abspielen!

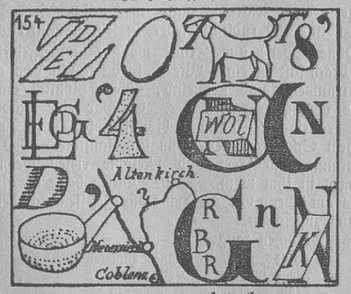
— In Lewis in England ist ein wohlhabender Mann, der einem Fräulein das Eheversprechen gebrochen hatte, zu 10 000 Pfund Sterling Schadloshaltung verurteilt worden.

— Ein ganzes Dorf von 400 Seelen in dem französischen Distrikt der Seealpen hat seine Auswanderung beschlossen. Selbst die Gemeindebehörden gehen mit.

Rätsel.

(Jeder Nachdruck und Nachbildung verboten.)

Rebus.



Logogriph.

Mit K liegt es im tiefen Meer,
Trägt Worte leicht von ferne her.
Mit F erzählts nach Märchenweise,
Mit G benutzt bei mancher Speise
Man dieses Ding. Ohn Kopf es ist
Ein Mann, gefällt im Bruderzwist.

Auflösung.

Kettenrätsel:

Hühnerei — Eisenach — Nachbar — Barbara — Rabe.

Gelöst vom Klub „Aminität.“ C. L., G. B., A. B., W. M., F. B., E. B., W. K., L. K., und Herm. Lohmann hier.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlich Redakteur. W. Crone jr.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

Nr. 34. Samstag, den 23. August, 1890.

2)

Haß und Liebe.

Novelle von Franz Lauffötter.

(Nachdruck verboten.)

Wie von einer Natter gestochen, sprang der Pfarrer in die Höhe.

„Bube,“ schrie er, „Du wagst es, mich zu beleidigen? Du, ein Knabe, unterfängst Dich, mich anzugreifen? Das sollst du mir büßen!“

„Thut nach Eurer Gewohnheit,“ entgegnete jener gelassen „und füget zu Eurem früheren Verbrechen noch ein neues hinzu Es wird Euch wenig verschlagen. Klagt auch mich der Hexerei an; es ist sogar vielleicht ein Erbstück meiner Mutter, der toten Hexe“ — er lachte höhnisch — „und man wird Euch Glauben schenken . . .

„Walter Scharf,“ unterbrach ihn der Richter, „mäßige Dich in Deiner Rede und verletze nicht die Würde dieses Gerichtes. Ich achte Deinen Eifer in der Verteidigung Deiner toten Mutter, die mir wohlbekannt war, aber Deine Jugend reißt Dich über die Grenzlinie des Zulässigen und darum ermahne ich Dich zur Ruhe.“

„Er verteidigt eine Hexe,“ rief der Pfarrre, indem seine Augen Blitze schossen, „und wer eine Hexe verteidigt, sagt der Hexenhammer . . .“

„Meine Mutter ist keine Hexe, wozu Ihr sie zu machen versucht, sie ist eine Heilige.“

„Sie ist eine Hexe, denn sie hat es selbst bekannt, daß sie ein Bündnis mit dem Satan geschlossen, daß sie an den Teufelsfesten teilgenommen, daß sie mit seiner Hilfe Menschen und Vieh bezaubert.“

„Das hat sie bekannt?“ fragte der Jüngling. Er war ganz ruhig geworden und ein eisiges Lächeln lag auf seinem Gesichte. „Und wo und vor wem hat sie das bekannt?“

„Auf der Folter, im Beisein sämtlicher Gerichtspersonen hat sie sich des teuflischen Treibens für schuldig erklärt.“

„Auf der Folter? Dann muß es wohl wahr sein.“ Ein höhnischer Zug zuckte um seine festgeschlossenen Lippen

„Ehrenfeste, hochgelehrte Gerichtsherren,“ fuhr er fort, „gebt mir nur einen Tag Gewalt über den ehrwürdigen Herren Pfarrer und er soll bekennen, daß auch er der Hexerei schuldig ist. Konrad Weller,“ der Jüngling richtete sich auf und seine Stimme klang feierlich, „ich will Euch auf die Folter spannen und Ihr sollt bekennen, was ich von Euch verlange. Ihr werdet Euch zu allen Schandthaten bekennen, die ein ruchloses Hirn nur erdenken kann, Ihr werdet bekennen, daß Ihr meine Mutter aus Haß ermordet, Ihr werdet bekennen, daß Ihr ein Scheusal seid, welches verdient, von der Erde vertilgt zu werden.

„Die Folter ist allmächtig, ehrwürdiger Herr, und wenn meine Mutter sich Verbrechen angedichtet hat, deren sie ganz und gar unfähig ist, so war sie zu schwach, um den Folterqualen zu wiederstehen. Sie hat gezwungen die Unwahrheit geredet; Ihr aber, Konrad Weller, wenn Ihr Euch unter den Qualen der Folter für ein Scheusal erklärt, Ihr hättet die Wahrheit geredet.“

Wie ein armer Sünder saß der Pfarrer da, aus einem Ankläger war ein Angeklagter geworden. Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Reihen der Versammelten und manches Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem hochgewachsenen Jüngling. Doch mit dessen Kraft war es allgemacht zu Ende.

„Er hat mir alles genommen!“

Mit diesen Worten sank Walter auf den Sitz zurück und barg sein Gesicht in seinen Händen. Heiße Thränen entströmten seinen Augen, die Natur hatte ihr Recht bekommen.

Es war still im Saale, man hätte können eine Fliege summen hören. Der Jüngling schluchzte noch immer und sein Körper zuckte krampfhaft.

„Walter Scharf,“ unterbrach der Richter nach einer Weile des Nachdenkens die Stille, „wir alle, die wir hier sind, ehren deinen Schmerz, denn du hast viel verloren. Aber dennoch hast du dich versehlt gegen den Pfarrer von St. Petrie. Dennoch wollen wir es deiner Jugend und deiner sinnlosen Aufregung zu gute halten, was du gethan. Es wäre grausam, wenn wir deinen tiefen Schmerz durch eine Bestrafung verschärfen wollten.“

Die anderen Gerichtsherren nickten beifällig mit dem Kopfe.

„Darum spreche ich dich frei, Walter Scharf, von aller Strafe und Buße. Ziehe hin in die Welt, denn hier hast du keine Heimat mehr. Werde ein tüchtiger Mann und mache deiner Vaterstadt keine Schande. Jetzt kannst du gehen, die Schlüssel deines mütterlichen Hauses wird man dir aushändigen.“

Unwillkürlich war dem Richter eine Thräne ins Auge getreten und seine Stimme klang bewegt. Er war ein Freund von Walters Vater gewesen und hatte sich vergeblich bemüht, das Schicksal der armen Frau abzuwenden. Gegen den Wahn ist der Einzelne machtlos.

„Leb wohl, Walter!“ sprach er und reichte ihm die Hand.

Der Jüngling richtete sich auf; ein dankbarer Blick aus seinem feuchten Auge traf den Richter. Dann wankte er hinaus ins Freie.

III.

Das Pfarrhaus bei St. Petrie war an diesem Morgen wie immer einsam und öde. Es lag von der Straße etwas zurück in einem Garten, der durch eine Mauer und eine eiserne Gitterthür gegen dieselbe abgesperrt wurde. Hohe Mauern

ringsum hemmten nach allen Seiten hin die Aussicht auf die andern Häuser. Es lag da wie ein verzaubertes Schloß im Waldesdunkel.

Von außen gesehen bot es einen geheimnisvollen Anblick. Dichte Vorhänge schlossen die Fenster und wehrten jedem neugierigen Auge. Der Bewohner des Hauses liebte es so.

Früher war es freundlicher gewesen, ein wohlgepflegter Garten lag anstelle des jetzt verwilderten, es wohnten ja damals auch freundliche Menschen darin.

Heute war es anders geworden. Konrad Weller hatte einen düstern Charakter und fühlte sich wohl in seiner düstern Behausung. Schon in seiner Jugend war er still und in sich gekehrt gewesen; wenn andere Knaben und Jünglinge sich im Freien vergnügten, dann saß er im dumpfen Zimmer für sich allein und grübelte und brütete. Sein Weib, ein munteres, lebenslustiges Wesen, das er trotz des Charakterunterschiedes glühend geliebt hatte, war lange tot und er hauste allein mit einer alten Dienerin an der unfreundlichen Stätte.

Eine Tochter, Hilda mit Namen, sein einziges Kind, das nach der Mutter frühem Tode bei Verwandten erzogen worden war, weilte seit kurzem wieder im elterlichen Hause. Sie war halb Kind, halb Jungfrau, hatte ganz das Naturell ihrer Mutter und suchte durch ihre Munterkeit und Unbefangenheit den Vater nach besten Kräften aufzuheitern.

Bisweilen, wenn die Blicke des ernsten Mannes auf der holdseligen Gestalt seines Töchterleins ruhten, stieg das Bild seines geliebten Weibes vor seinem scheuenden Auge auf und er gedachte der kurzen Zeit seines entschwundenen Glückes. Aber nur für Augenblicke, dann zogen wieder trübe Wolken über seine Stirn, die die heitern Bilder verscheuchten und er versank in sein gewohntes Hinbrüten.

Und neben ihm wohnte die Frau seines Vorgängers im Amte. Sie war zufrieden und glücklich, viele Leute verkehrten freundlich mit ihr und gedachten rühmend ihres verstorbenen Gatten. Das erregte den blassen Neid in seinem Herzen, und allmählich, ihm selbst unbewußt, wuchs derselbe und wucherte üppig in seinem Herzensacker. Er hegte und pflegte dieses giftige Gewächs, und bald gesellte sich der Haß hinzu. So wurde er der erbitterte Feind einer Frau, die ihm nie ein Leids gethan.

Und wenn er dann über seinen Büchern brütete und von den Versuchungen und Verführungen des bösen Feindes las, der damals wieder einmal umherging wie ein brüllender Löwe, dann fand sein böses, unglückliches Herz neue Nahrung für seinen Wahn und für seinen Haß. Er wähnte jenes glückliche Weib mit dem Teufel im Bunde, der ihr die Zufriedenheit und den Herzensfrieden gab als Entgelt für die verkaufte Seligkeit und die Ueberzeugung faßte festen Fuß bei ihm, daß er es mit einer Hexe zu thun habe.

So wirkten sein finsterer Charakter und ein abergläubisches, verrottetes, jetzt glücklicherweise abgethanes System zusammen, um aus ihm den Zerstörer eines blühenden Familienglückes, einen Mörder zu machen.

Oft hatte er lichte Augenblicke, in denen er ruhiger wurde, wie vor Zeiten; dann aber fühlte er sich doppelt elend, und sein böser Dämon ergriff ihn wieder mit doppelter Gewalt. In der Angst seines Herzens suchte er seinen Neid und seinen Haß zu beschönigen, indem er sich in das Studium der theologischen Litteratur vertiefte. Der Hexenwahn fand in ihm einen begeisterten Anhänger und manch ein Scheiterhaufen war die Folge seines Pflichteifers, wie er es nannte.

Es war eine finstere Zeit, als die Hexen ihr Unwesen trieben, und der Hexenglauben hatte alle Schichten des Volkes durchsäuert. Die weisesten und gelehrtesten Leute glaubten mit spärlichen Ausnahmen an den Hexenspuk, der Aberglaube lag nun in der Luft und erfüllte alle Köpfe.

Harte und strenge Strafen standen auf dem Verbrechen der Hexerei; alle Grausamkeiten, die ein menschliches — nein teuflisches Hirn nur ersinnen kann, schienen nicht genügend, die Unglücklichen zu bestrafen. Es überläuft Einen ein kalter Schauer, wenn man in gleichzeitigen Schilderungen die Berichte über die Hexenprozesse liest.

Gehe einmal hinein in die Museen, lieber Leser, und betrachte die Marterwerkzeuge, die dort aufbewahrt werden als Wahrzeichen einer dahingeschwundenen Denkungsart. Besieh dir einen Folterstuhl oder die Daumschrauben oder ähnliche Instrumente und dann sinne einen Augenblick nach bei dem Gedanken an die unbeschreiblichen Qualen, die jene Unglücklichen erduldet haben, wenn man ihnen die Glieder Stück für Stück auseinander reckte, um von ihnen Bekenntnisse zu erpressen. Beim Anblick der Folterwerkzeuge wirst du es verstehen, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller den armen Schlachtopfern zurufen konnte: „Unglückliche, was hoffest du noch, warum bekennst du dich nicht sofort schuldig? Wohlan thörichtes, wahnsinniges Weib, warum so oft steren, da du es mit einem male abmachen kannst? Befolge meinen Rat, bekenne vor aller Strafe dich schuldig und stirb! Du wirst nicht entrinnen!“ Und du, freundliche Leserin, danke dem Lenker der Menschengeschicke ganz besonders, denn dein Geschlecht lieferte das weitaus größte Kontingent jener Opfer des Irrwahns. —

Der Pfarrer Konrad Weller war von der Gerichtssitzung heimgekehrt. Er trug heftigen Grimm im Herzen wegen der Niederlage, die er erlitten. In seinem Innern fühlte er sich höchst unbehaglich, da ihm die Worte des Jünglings einen Stachel in sein Gewissen gedrückt hatten. Das Bild jener armen, unglücklichen Frau trat vor seine Seele und es dämmerte im Geiste des grausamen Mannes eine Ahnung auf von seiner Schuld. Die Reue sandte ihre Furien aus, die sein Herz zerfleischen sollten.

Seine Tochter trat herein ins düstere Zimmer und schritt auf ihren Vater zu.

„Guten Morgen, lieber Vater, darf ich bei dir verweilen?“

Er wandte sein Angesicht ab, als ob ihr Anblick ihm Schmerz bereitet.

„Vater, Vater, was hast du gethan?“

Thränen entströmten ihren geröteten, verweinten Augen.

„Willst du mir Vorwürfe machen, Hilda?“ erwiderte er barsch und stieß sie von sich, „kümmere dich nicht um meine Angelegenheiten.“

Er sprang auf und durchmaß in großen Schritten das Zimmer, während sie in einem Sessel leise schluchzte. Plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Hilda,“ seine Stimme klang weich und innig, „schilt mich nicht, bemitleide mich eher, dein Vater ist unglücklich.“

Die Tochter weinte heftiger und ergriff des Vaters Rechte. Der aber konnte nicht weinen, sondern starrte besinnungslos ins Leere.

„Werde wie deine Mutter, Hilda, die war mein guter Engel, ich bin ein Elender, ein Mörder . . . Nicht vor der Welt, aber vor mir selbst bin ich es.“

Tiefe Stille herrschte im Gemache.

„Vater,“ sprach die Tochter nach einer langen Pause, „beruhige dich, es ist ja vorbei . . . und du hast in gutem Glauben gehandelt.“

„In gutem Glauben?“ entgegnete er wild, „du betrügst mich, Mädchen, du glaubst es selbst nicht. Dein Herz verdammt mich, aber dein Mund quält sich, mich zu entschuldigen.“

Er zerraufte sich das Haar und lief wie wahnsinnig im Zimmer umher. Der Tochter wurde es fast unheimlich bei dem Manne, der ihr Vater war.

„Gehe nicht von mir, Hida,“ bat er, „fluche deinem Vater nicht, verlaß mich nur jetzt nicht, in dieser Stunde, da der Böse Gewalt über mich hat.“

Er zog sie an sich und schloß sie in seine Arme. Sein Körper zuckte krampfhaft und heiße Thränen entstürzten plötzlich seinen Augen. Seit langen Jahren war keine Thräne seinen Augen entflossen, all sein Elend, all seinen Seelenschmerz hatte er in sich verschlossen, thränenlos hatte er sich gehärmt. Und jetzt konnte er weinen.

Thränenlos! Derjenige kennt diesen Zustand, der in stummem Harm sich grämt, der trocknen Auges sein Liebstes ins Grab sinken sah. Die Thränen sind ein schönes Geschenk des allgütigen Weltenschöpfers, sie tröpfeln Balsam ins Menschenherz und lösen das übergroße Weh der Menschenbrust.

Arm in Arm saßen die beiden im Zimmer und weinten lange.

Es war eine trübe Familienscene.

IV.

Und im Hause nebenan saß Walter, und auch er weinte. In seiner Mutter Stübchen saß er und gedachte jener Zeit, da sie noch dort waltete mit ihrer sorgenden Hand. Noch lag alles am gewohnten Platze, jedes Gerät, jeder Winkel und jedes Eckchen rief bittersüße Erinnerungen in ihm wach. Dort stand ihr Lehnstuhl, in dem sie zu ruhen pflegte, wenn die Arbeit sie müde gemacht, dort auf dem Pult lag die Bibel, aus der sie Trost geschöpft in traurigen Tagen. In diesem Stübchen hatte er oftmals gesessen in seinen Kinderjahren zu den Füßen seiner Mutter und ihren Gesprächen gelauscht. Und jetzt war sie tot!

Da draußen auf der Gasse herrschte reges Leben. Die Menschen gingen wie jeden Tag ihren Geschäften nach, unbekümmert um das tiefe Weh, das ihn drückte. Sie hatten ihm beim Begegnen einige Trostworte gegeben, dann waren sie weiter gegangen, scherzend und lachend, singend und jubelnd. Sie wußten wohl kaum, was es heißt, die Mutter verlieren.

Er wollte fort von hier, er wollte seiner Vaterstadt den Rücken kehren und in die weite Welt hinauswandern, um seinen Gram zu vergessen. Von seines Vaters Grabe wollte er Abschied nehmen, seine Mutter hatte kein Grab, an dem er knieen konnte. Der Wind hatte ihre Asche in die Lüfte entführt und verweht.

Der Gedanke ergriff ihn von neuem mit Bitterkeit und trieb sein Blut rascher durch die Adern. Er trat ans Fenster und blickte hinab, fast wahnsinnig vor Schmerz.

Dort hinter den hohen Mauern lag das Haus des Mannes, dem er dies alles verdankte. Der Jüngling ballte die Hände und richtete sie drohend dorthin. Er war wehrlos gegen jenen Mann und konnte ihm nicht beikommen, aber hassen wollte er ihn mit aller Kraft seines Herzens. Vielleicht erschien doch noch einmal ein Tag, an dem er Rache nehmen konnte. Dieser Tag sollte ihn entschädigen für sein verlorenes Lebensglück. Er schwelgte in dem Vorgefühl der Rache und malte sich gräßliche Qualen aus, die er seinem Feinde anthun wollte. In ohnmächtiger Wut rannte er im Zimmer auf und ab; dann nahm er seinen Gedanken von vorhin wieder auf.

Er verließ das Haus und wanderte dem Friedhofe zu. Dort lag seines Vaters Grab. Auf demselben wuchsen Rosmarin und Gelbveigelein und eine Traueresche senkte ihre Zweige darüber. Lange stand er dort im stummen Schmerze. Er versuchte zu beten, es war vergebens, der Haß erfüllte sein Inneres und gab keiner anderen Regung Raum.

Als der Friedhof hinter ihm lag, durchirrte er planlos Feld und Flur. Die Sonne sandte ihre matten Strahlen hernieder auf die herbstlich-öden Gefilde. Von dem Umherirren müde geworden, lenkte er ganz mechanisch seine Schritte der Stadt zu und saß endlich wieder in seinem mütterlichen Hause.

Ohne Speise und Trank war er umhergeirrt und der Abend brach fast herein. Wie er so da saß in dem alten Lehnstuhl, träumend und grübelnd, ertönte plötzlich eine singende Stimme vom Pfarrgarten her. Es war eine Mädchenstimme, die ein trauriges Lied sang, bisweilen schien sie zu zittern in heimlichem Schmerze. Der Jüngling lauschte. Das Lied war ihm bekannt und Text und Melodie riefen wehmütige Erinnerungen in ihm wach. Seine Mutter hatte es oft gesungen, wenn sie am Abend vor der Hausthür gesessen und dem Sonnenuntergang zugeschaut.

Das Mädchen sang:

Abends, wenn am blauen Himmel
Mond und Sterne weidend gehen,
Mag ich gern und lange lugen
Zu den fernen Himmelshöhen.

Wenn die Sonn' zur Rüst' gegangen
Und verhallt des Tages Toben,
Zieht's mein Herz in stillem Sehnen
Zu dem Frieden, der dort oben.

Oben Frieden, unten Streiten,
Oben Freude, unten Plagen,
Dort Erfüllung, hier nur Sehnen,
Droben Jubel, unten Klagen.

Menschenherz mit deinem Quälen,
Was dich drückt, dein ew'ges Kranken,
Laß es fahren — nur behalte
Die Erinnerungs-Gedanken.

Kränkt dich einer, ihm nicht zürne
Und vergib ihm sein Vergehen,
Hilf ihm auf, wenn er gefallen,
Laß' ihn nimmer bittend stehn.

Menschenherz und blauer Himmel,
Morgenrot und Abendglühen,
Wenn ein Frieden euch erfüllet,
Mag wohl Herrliches erblühen.

Leise summte der Jüngling mit, das Lied träufelte Ruhe in seine Seele. Es geleitete ihn zurück auf den Wellen der Melodie in seine selige, fröhliche Jugendzeit.

Und wieder sang die Stimme, scheinbar mit geheimer Absicht, die eine Strophe:

Kränkt dich einer, ihm nicht zürne
Und vergieb ihm sein Vergehen;
Hilf ihm auf, wenn er gefallen,
Laß' ihn nimmer bittend stehen.

Warum wiederholte die Sängerin gerade diese Worte? Diese Worte waren es, die er unmöglich mitsingen konnte und wollte. Er konnte und wollte nicht vergeben, es war ihm zu Bitteres wiederfahren, er wollte seinen Rachedurst kühlen.

Er stand auf und schloß das Fenster. Bei diesem Geräusch wurde es mit einemmale still im Pfarrgarten. Eine Weile nachher klopfte es an die Thür. Als Walter öffnete, trat ein blondhaariges, blauäugiges Mädchen hinein. Es war Hilda, die Pfarrerstochter.

„Walter,“ sprach sie, indem sie ihm langsam entgegenging, „ich mußte zu dir kommen, heute nachmittag habe ich dich schon vergebens gesucht, soeben hörte ich, daß du daheim bist.“

Er schaute sie fragend an, da er weder ihre Person kannte, noch die Ursache ihres Kommens.

„Ich bringe dir Grüße von deiner Mutter, die letzten Grüße. Hier im Zimmer saßen wir und sprachen von dir, als die Häscher hereindrängten und sie aus meinen Armen rissen. Dein Name war ihr letztes Wort, dein Wohlergehen ihr letztes Gebet.“

Freudig ergriff er ihre Hände und preßte sie an seine Lippen.

„Habe Dank, du gutes Mädchen, für deine Botschaft; sie ist Balsam für mein wundes, gequältes Herz. Und du warst bei meiner Mutter, als die Häscher sie holten? Erzähle mir von ihr, es wird mir wohlthun.“

„Erst seit einigen Wochen kenne ich deine Mutter und habe sie in der kurzen Zeit so lieb gewonnen, als ob es meine eigene gewesen wäre. Sie war ja so gut und alle Menschen liebten sie . . .

„Alle?“ Er wies drohend mit der Hand nach der Richtung hin, wo das Pfarrhaus stand. Das Mädchen schwieg plötzlich und sah vor sich nieder.

„Ich muß heimkehren,“ sprach sie. „Niemand soll wissen daß ich bei dir gewesen, und man könnte daheim meine Abwesenheit bemerken.“

„Und wie heißt du, liebes Kind, unter welchem Namen darf ich in der Ferne an dich zurückdenken?“

„Ich heiße Hilda — Hilda Weller, und bin die Tochter.“

Sein Gesicht war totenbleich und wie betäubt sank er in den Sessel zurück. Sie eilte auf ihn zu und wollte ihm Hilfe leisten, aber er stieß sie heftig zurück.

„Wem verdanke ich mein Unglück anders als Euch?“

Seine Stimme klang rauh und bitter und die Augen rollten grimmig in ihren Höhlen.

„Du thust mir unrecht, Walter,“ sagte sie langsam und voll beleidigter Würde, „ich habe weder dir noch deiner Mutter jemals ein Leids gethan . . .“

„Du nicht, aber dein Vater, er . . .“

„Deine Mutter hat mich geliebt wie eine Tochter,“ fuhr sie unbeirrt fort, „sie war ein edles Weib und that niemanden weh, du aber . . .“

„Vergib es mir, Hilda, daß ich dich verletzt habe, mein Schmerz hat mich bitter und ungerecht gemacht, vergieb es mir.“

Sie reichte ihm willig die Hand und schaute ihn mit ihren großen Kinderaugen so treu und innig an, daß ihm der Blick tief in die Seele drang.

„Und was willst du beginnen, Walter, gedenkst du hier zu bleiben oder steht dein Trachten wieder in die ferne Welt?“

Fortsetzung folgt.